



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Kobersteins Literaturgeschichte.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

langen, werden sich am eifrigsten gegen diese Oeffentlichkeit sträuben, es gefiele ihnen wohl, Reformatoren zu scheinen, aber nicht, Reformatoren zu sein, es wären ihnen nur Veröffentlichungen genehm, die das Interessanteste verschweigen und das Geheimniß unter dem Schein der Offenheit begraben und nicht viel mehr bedeuten, als publicistische Bearbeitungen der Nation. Es ist gar zu schön, durch den Schutz der Gemeinschaft und der Heimlichkeit zu erreichen, was der Einzelne nicht offen verfolgen kann.

### Kobersteins Literaturgeschichte.

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, entworfen von August Koberstein. Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Vogel. — Zweiter Abtheilung andre Hälfte, Fortsetzung und Schluß; vorläufig ohne Titel S. 1965 bis S. 2346. Die Seitenüberschrift dieser beiden Lieferungen ist gemeinschaftlich mit der des zweiten Bandes: Sechste Periode. Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis in das beginnende vierte Zehnt des neunzehnten. Diese Ueberschrift geht von S. 839 bis S. 1962 (enthält die Periode von 1740 bis 1794) und dann S. 1965 bis S. 2346 (enthält die Periode von 1794 bis 1805, aber noch nicht vollständig) unverändert fort; sie wird auch noch die folgenden Lieferungen (die Periode von 1805 bis 1832) kenntlich machen. Diese Gleichförmigkeit der Ueberschriften ist einer von den zahlreichen Uebelständen des ausgezeichneten Werks, auf die ich hier aufmerksam mache, um zugleich dem Besitzer des Grundrisses die Möglichkeit der Abhülfe zu zeigen.

Alle jene Uebelstände gehn aus einem hervor: das Buch sollte ursprünglich ein gedrängter Grundriß sein und war nach diesem Zweck aus gründlichster Einsicht in die Thatsachen heraus mit vollkommener historischer Logik geordnet. Als Koberstein bei der neuen Ausgabe die Erweiterung beschloß, hatte er wohl den außerordentlichen Umfang, zu dem dieselbe anschwellen würde, nicht im voraus berechnet. Er behielt also in der Hauptsache den ursprünglichen freilich sehr verbesserten Text bei und verlegte die Zusätze in die Anmerkungen. Jedesmal, wenn im Text ein neuer Name auftrat, gab die Anmerkung die vollständige Biographie bis zum Lebensende; da nun aber das Buch sehr langsam vorschritt, so fand er im folgenden häufig Gelegenheit, auf denselben Namen zurückzukommen und das biographische wie das biblio-

graphische Material zu erweitern. Es wurde ferner in den Anmerkungen die Entstehung jedes einzelnen Buchs nach Anleitung der vorhandenen Correspondenzen, ferner die Aufnahme desselben beim Publicum, nach Anleitung der gedruckten Recensionen, näher ausgeführt; endlich kamen noch, namentlich wo es sich um Kunstphilosophie handelte, zum Theil sehr ausführliche Excerpte aus den Schriften selbst hinzu. Alle diese Zusätze sind um so dankenswerther, als die Quellen zum Theil sehr wenig zugänglich sind; aber es war freilich der Uebelstand damit verknüpft, daß die Anmerkungen den Text überwucherten, daß zuweilen auf sechs Zeilen Text zwölf Zeilen Anmerkungen kamen und daß man, trotz der sehr logischen Anordnung der Paragraphen, bei den Anmerkungen nicht leicht errathen konnte, an welcher Stelle sie zu suchen seien. Bei dem ersten und zweiten Bande hat Koberstein diesem Mangel durch ein ausführliches Register abzuhelpen gesucht; aber dieses, obnehin nicht ganz ausreichende Hilfsmittel, kommt den gegenwärtigen Hefen nicht zu statten, und die Zeit, wo das Register ergänzt wird, ist vielleicht noch ziemlich entfernt. Der Leser muß sich daher selber zu helfen suchen.

Ueber jede Seite schreibe er Zahl und Inhalt des Paragraphen; an den Rand, gleichfalls auf jeder Seite, den Inhalt der Anmerkung, und außerdem unterstreiche er in den Anmerkungen die charakteristischen Punkte. Das Mittel ist, wie man sieht, sehr einfach und es genügt, wenigstens in der Hauptsache, eine leichte Uebersicht möglich zu machen; denn die scheinbare Verwirrung des Materials liegt keineswegs in der Sache selbst, sondern nur in dem ungeschickten Druck. Vielleicht finden sich Verfasser und Verleger bewogen, bei den folgenden Hefen, oder jedenfalls bei der nächsten Auflage, dem Leser diese Mühe zu ersparen.

Eine Mühe, die sich übrigens in hohem Grade belohnt. Daß Kobersteins Werk nicht für eine leichte Unterhaltungslectüre bestimmt ist, lehrt der Augenschein; desto erfreulicher ist es für denjenigen, der aus der Literatur ein ernstes Studium macht. Zunächst hat man das Gefühl, daß es aus einer umfassenden Gelehrsamkeit herausgeschrieben ist und daß jede einzelne Angabe auf erschöpfendem Quellenstudium ruht. Durch genaues Citiren setzt Koberstein den Leser in den Stand, ihn zu kontrolliren und sich über die weitem Umstände zu belehren; wobei es freilich schlimm ist, daß die Herausgeber unserer Klassiker durch fortwährenden Wechsel in der Anordnung das Citiren so sehr erschweren, namentlich ist das bei Goethe der Fall. — Die Vollständigkeit der Forschungen wird noch durch die große Ordnung gefördert, in der dieselben angestellt sind. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind zweiunddreißig Jahre verflossen; während dieser Zeit hat Koberstein, auf rein wissenschaftlicher Basis, in einem sehr geordneten, fertigen und doch elastischen Register jeder neu erworbenen Kenntniß ihre Stelle gegeben; und das bezieht sich

nicht bloß auf die einzelnen Notizen, sondern auch auf die allgemeinen Behauptungen, von denen jede einzelne eine Fülle von Studien in sich schließt. Für ein wissenschaftliches Studium der Literatur ist das Werk unentbehrlich.

Die rein objektive Haltung des Buchs wird durch das milde und besonnene Urtheil des Verfassers möglich gemacht. Mit einer, man möchte sagen, jugendlichen Wärme für die großen und schönen Leistungen unsrer klassischen Periode verbindet Koberstein eine streng rechtliche Gesinnung, die auch bei den Gegnern seiner Helden die positiven Motive hervor sucht; er wägt sehr genau nach allen Seiten ab, was ihn freilich mitunter zu weit führt, denn bei dem unausgesetzten, fast ängstlichen Limitiren des Urtheils schiebt zuweilen das Facit geringer aus, als es ist. Aber eine Folge davon ist zugleich, daß man jedes Urtheil von ihm, ja jede leise Andeutung desselben sehr wohl erwägen muß, ehe man ihm widerspricht, da es nicht aus einer subjectiven Grille, sondern durchweg aus umfassendem Wissen hervorgeht.

Es mag demnach gewagt erscheinen, wenn ich, in Bezug auf die vorliegenden Hefte, einen prinzipiellen Widerspruch erheben muß; indes das Gewagte mag sich selber rechtfertigen.

Der Widerspruch bezieht sich hauptsächlich auf die Leistungen und den Einfluß der sogenannten romantischen Schule. Diese Schule, welche ein Menschenalter hindurch die deutsche Literatur beherrscht hat, ist seitdem gleichsam die *bête-noire* unserer Kritik geworden; man hat ihr nicht bloß die eignen Sünden vorgehalten, sondern ihr alle Sünden aufgebürdet, die in der deutschen Literatur begangen sind. Daß dies eine Reaction hervorruft, namentlich bei den ältern Pflegern und Freunden der Literatur, die in den romantischen Traditionen aufgewachsen sind, ist sehr begreiflich. Wer in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts aufwuchs, und seine Ideale nach dieser Seite hin suchte, wird schon durch die Pietät an eine Richtung gefesselt, deren wohlthätige Wirkungen er, nach seinem Gefühl an sich selbst erprobt hat. Der subjectiven Färbung des Urtheils (und auch das eifrigste Streben, objektiv zu sein, wird diese Färbung nicht ganz beseitigen) gestehe ich eine sehr weite Berechtigung zu; aber ich finde, daß auch objektiv betrachtet, Koberstein das, was die Schule geleistet, zu hoch anschlägt, das, was sie geschadet, zu wenig hervorhebt. Hier und da angedeutet ist freilich fast Alles, aber zur Wahrheit des Urtheils gehört eine richtige Architectonik desselben.

Indem ich meine Abweichungen — in allem Uebrigen stimme ich mit Koberstein überein — in die einzelnen Paragraphen vertheile, soll zugleich durch die Inhaltsangabe derselben dem Leser ein Dienst geschehn.

§ 318. S. 1965: Goethe und Schiller 1794. — Aus dem Brief Schillers an Jacobi, worin er die Tendenz der Horen rechtfertigt, wird S. 1969 die Stelle: „Es sei das Vorrecht des Dichters, wie des Philosophen, zu

feinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören," durch ein eingeklammertes Ausrufungszeichen kritisiert. In der That drückt dieser Satz den Grundirrtum des damaligen Classicismus aus, in welchen die Romantik sich verstockte. Um die Zeit lebendig zu bewegen, muß man die Zeit und ihre Lebensmotive verstehen, d. h. man muß wirklich ein Bürger der Zeit sein. Die empirische Probe dieser Wahrheit haben Goethe und Schiller an dem verschiedenen Erfolg ihrer Werke gemacht. Als die Romantiker die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, die von ihrer Zeit mit Recht gefeiert waren, als Beispiel und Muster der neuen Dichtung empfahlen, versündigten sie sich an dieser Wahrheit; sie richteten ihr eignes und ihrer Schüler Talent zu Grunde und bereiteten durch die Verwirrung des öffentlichen Gefühls die folgende Barbarei vor. Indem ich also Kobersteins Ausrufungszeichen vollständig billige, mache ich ihn darauf aufmerksam, daß er es im weitem Verlauf öfters vergißt. — Die Entstehungsgeschichte des Wilhelm Meister gehörte eigentlich in einen folgenden Paragraphen. Die spätere Auffassung Goethes über das leitende Motiv dieses Buchs (S. 1966) widerlegt sich durch die Thatsache. — Die Chronologie des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller ist S. 1971 gegen Dünker richtig festgestellt.

§ 319. S. 1976. Die Horen. — Die Mißgriffe der Herausgeber sind sehr richtig hervorgehoben; wenn aber, trotzdem, der geringe Erfolg dieser Zeitschrift hauptsächlich der unvollkommenen Bildung des Publikums beigemessen wird, so spricht sich darin ein zu großer Einfluß des Schillerschen Briefwechsels aus. Schillers erste Beiträge waren freilich sehr bedeutend, worin aber ihre relative Unverständlichkeit lag, hat Fichte ganz richtig auseinander gesetzt, der wahrhaftig kein Vertreter des Publikums war. Die letzten Hefte dagegen verdienten vollkommen die schlechte Aufnahme von Seiten des Publikums. — Ich hebe dies hier darum hervor, weil Koberstein, verleitet durch die Ausbrüche des Unmuths bei Schiller, Fichte, Schlegel u. s. w., das Publikum, d. h. die allgemeine Bildung von 1794 u. s. w. zu hart anklagt. — Daß man (S. 1987) „das Reich der Schatten“ nicht verstand, war sehr natürlich, da der Dichter sich in seiner Mystik selber nicht verstanden hatte und da der Grundgedanke, der ihm allenfalls vorschwebte, die Unabhängigkeit der Kunst vom Leben, an das vorhin erwähnte Ausrufungszeichen erinnert. — Uebrigens spricht es für den großen Gerechtigkeitsinn des Verfassers, daß er (S. 1991) auch in Nicolais Entgegnungen manches Gute findet; ja er möchte darin weiter gehen, als nöthig. — Von Fichte's Beiträgen zu den Horen (S. 1983) hätte auch der von Schiller zurückgewiesene erwähnt werden können, als charakteristisch für beide Schriftsteller.

§ 320. S. 1993. Die Xenien. — Die üblen Wirkungen derselben sind richtig charakterisirt; was trotzdem zu ihrer Rechtfertigung angeführt wird,

kann ich nicht haltbar finden. Dem Publikum konnten sie in seinem Urtheil (S. 2013) nicht zu Hilfe kommen, da sie nicht sachliche Urtheile, sondern persönliche, freilich mitunter sehr gelungene Invektiven enthielten; sie gingen nicht aus der Gerechtigkeit, sondern aus der Rache hervor, und einzelne, z. B. die gegen Reichardt, der unter Andern „ein giftiges Insekt“ genannt wird, machen die Anti-Kenien sehr begreiflich. Es wird immer wiederholt, daß sie, wie ein Gewitter, den Dunstkreis aufgeklärt hätten, bis jetzt hat aber noch Niemand gesagt, worin ihre gute Wirkung bestand. Daß Goethe und Schiller selbst nach der Zeit ihre besten Werke schufen, war doch nicht etwa Folge der Kenien. Und wen sie sonst gefördert oder belehrt haben sollen, wüßte ich nicht zu sagen, während die üblen Wirkungen handgreiflich sind. Mit Ausnahme der unmittelbarsten Anhänger Goethe's und Schiller's war damals das verdammende Urtheil allgemein; Schiller selbst hat auch sehr viel Aerger davon gehabt, und Goethe, der die Sache humoristisch auffaßte, faßte sie eben humoristisch auf. Wir Neuern können uns an mancher gelungenen geistreichen Wendung dieser Kenien freuen, ohne deshalb in dem Ausfluß einer übermüthigen momentanen Laune eine neue Reformation zu sehen. Ich möchte die Kenien von einer andern Seite betrachten: sie waren der letzte Ausfluß jener alten klassischen Auflehnung gegen das Zeitalter bei Goethe und Schiller, auf welchen nun die wahrhaft nationalen Dichtungen folgten, die den erwarteten Erfolg hatten und deshalb auch den beiden Dichtern, namentlich Schiller, eine bessere Meinung vom Publikum beibrachten. — Mit Recht bemerkt Koberstein (S. 2007), daß Schiller keine Veranlassung hatte, Fr. Schlegel wegen seines unrichtigen Verständnisses des Griechischen zu sekkiren; wenn er diese Jahre aber Schlegels beste Zeit nennt, so kann sich das nicht auf die philologische Kenntniß desselben beziehen, da Fr. Schlegel wirklich erst bei Herrnmann Stunden im Griechischen nahm, nachdem er seine ersten Versuche über die Griechen veröffentlicht. — S. 2004 wird von Stollberg in seiner Entgegnung auf die Götter Griechenlands bemerkt: „Er sprach es unumwunden aus, der Poesie letzter Zweck sei nicht sie selbst.“ Dazu macht Koberstein ein Ausrufungszeichen; aber ich dünkte, die Sache wäre richtig und Koberstein müßte es nach seinem ersten Ausrufungszeichen selber so finden. Die Poesie ist für diejenigen, die sie genießen, und diese werden nur dann wahrhaft bewegt werden, wenn sie menschliche Wahrheit hören, und dadurch werden sie zugleich geläutert, oder wenn man den trivialen Ausdruck gebrauchen will, gebessert; freilich nicht in der Weise gebessert, wie man in der Predigt oder etwa im Arbeitshause gebessert wird. In diesem speciellen Fall war der richtige Grundsatz allerdings sehr falsch angewandt, denn in Schillers angeblichem Heidenthum lag viel mehr menschliche Wahrheit als in Stollbergs angeblichem

„Denn ich habe die Poesie nicht als einen Zweck, sondern als eine Nothwendigkeit angesehen.“

Christenthum. — Daß der Zauberlehrling auf die Anti-Kenien Bezug haben soll (S. 2013), scheint mir auf einem Mißverständniß zu beruhen.

§ 321. S. 2014. Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea. — Wenn Koberstein S. 2016 Schillers Briefe über den Wilhelm Meister mit das Ausgezeichnetste nennt, was unsre Literatur im Fach der kritischen Literatur aufweist, so kann ich dieser Meinung nicht beipflichten. Subjectiv sind sie freilich vom höchsten Interesse, denn sie zeigen Schillers Charakter im schönsten Licht; diese neidlose, seelenvolle, überquellende Hingebung an ein fremdes Kunstwerk wird sich schwerlich bei einem andern Dichter finden. Aber die Begeisterung ist doch zum Theil daraus zu erklären, daß Schillers angeborene poetische Natur, die schon lange im Stillen gegen seine philosophischen Beschäftigungen reagirt hatte, durch die Anschauung dieses schönen Werks zu freudigem Leben erweckt wurde. Eine Kritik ist es ebenso wenig, als die Recension über Matthiſson, und könnte es auch nicht sein, da Schiller immer nur das Einzelne auf sich wirken lassen mußte. Jede Kritik ist ihrem Wesen nach analytisch, und von Analyse ist in diesen Briefen keine Spur. Schiller hat doch die ursprünglich ganz individuelle Anlage des Romans in einer Weise idealisirt, die mir Riemers sonderbare Aeußerung, S. 2019, begreiflich macht. Goethe fühlte sich natürlich durch die Begeisterung seines Freundes sehr gehoben, und die Anforderungen desselben blieben nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen; ob dieser Einfluß in den letzten Theilen des Romans durchweg ein guter war, möchte ich bezweifeln; in Goethes letzten Briefen finde ich wirklich eine gelinde Spur von Ungeduld, jener Ungeduld, die aus dem Widerspruch der innersten Natur mit dem neu erworbenen Ideal hervorgeht. Herders Urtheil ist wenigstens insofern von Interesse, als es zeigt, daß bei ihm, wie bei Goethe, zwischen dem Beginn und dem Schluß des Romans eine tiefe Kluft lag. Bei beiden war die Bildungsatmosphäre eine andre geworden, und wäre Meister im ersten Wurf vollendet, so wäre die künstlerische Einheit eine größere geworden, so wie der erste Eindruck auf Herder ein günstigerer war. — Uebrigens hat Schiller, als er den Hermann gelesen, seine Ansicht über den Meister wesentlich modificirt, wenn er sich auch seine Gründe nicht ganz klar machte. Er fand den Hermann poetischer wegen des Metrums, welches doch im Meister keine Anwendung finden konnte; der eigentliche Grund war wol die einheitliche Haltung des Epos. — Ueber Hermann und Dorothea ist unendlich viel geschrieben, aber die Beziehungen auf Luise, auf Reineke, Alexis und Dora sind noch zu erörtern; es würde sich dadurch auch eine gerechtere Würdigung der Bössischen Idyllen herausstellen, die man jetzt über Gebühr hintenan setzt. — Humboldts Kritik hat wol nicht wenig dazu beigetragen, Schiller, der in seinem Briefwechsel mit Goethe viel mehr gelernt hatte, worauf es ankam, ganz der philosophischen Kritik zu entfremden, weil sie

ihn offenbar äußerst langweilte. — Wenn Schiller (S. 2042) von dem schlechten Absatz der Propyläen sagte: es habe ihm noch nichts einen so niederdrückenden Begriff vom deutschen Publikum gegeben, so werden wir heute wol anders darüber urtheilen. — In demselben Paragraph sind Goethes lyrische Gedichte aus dieser Periode besprochen; über eins derselben, den deutschen Paranaß, hätte ich noch eine Auskunft gewünscht. Die ironische Beziehung desselben ist urkundlich beglaubigt und auch nothwendig, wenn man Goethes Stimmung von 1798 in Anschlag bringt; dabei ist aber die Behandlung so ausführlich und treuherzig, daß man irre wird. Entweder hat Goethe ein früheres Gedicht, welches einer andern Stimmung angehörte, der neuen anbequemt, oder es ist ihm gegangen wie öfters, daß seine epische, realistische, positive Natur das ursprünglich ironisch Gemeinte ernsthaft ausführte.

§. 322—3. S. 2046. Wallenstein. — Der Briefwechsel jener Periode wird sehr vollständig excerptirt: es ist merkwürdig, wie wenig uns das über den innern Gang von Schillers poetischen Ueberzeugungen aufklärt. So ausführlich wir die Geschichte des Stückes erfahren, so würden wir doch viel mehr daraus lernen, wenn uns der Entwurf des Stückes, bevor Schiller an die Ausführung der Liebesepisode ging, vorläge. Koberstein findet an einer Stelle in Schillers dramatischer Entwicklung vom Wallenstein ein stetiges Fortschreiten vom Idealismus zum Realismus; in gewissem Sinne könnte man auch das Gegentheil behaupten; das Richtige aber ist, daß er in einem beständigen Schwanken blieb. Jene Episode ist an sich so schön, daß man sie schwerlich wegwünschen möchte, und doch ist sie mit allen ihren Verzweigungen dem eigentlichen Inhalt des Stückes eben so fremd, als die ideale Auffassung des Wilhelm Meister dem ursprünglich realistischen Plan. Die Festigkeit, mit welcher der Dichter Körners letztes Urtheil aufnahm, verräth eine gewisse Unsicherheit, und in der That kann man im Wallenstein drei verschiedene Motive unterscheiden: erstens das angeborne und jetzt durch künstlerische Ueberzeugung befestigte Talent, sachgemäß, objectiv, realistisch zu schildern. Zweitens die angeborne Neigung seinen eignen Gefühlen einen lyrischen Ausdruck zu geben. Drittens die hauptsächlich aus dem Studium der Griechen erworbene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, den Stoff in eine höhere Sphäre des Gedankens zu idealisiren. Diese drei Motive kreuzten sich häufig, seine Ungeduld, als Körner eins derselben ausschließlich hervorhob, ist zu begreifen; aber wenn er ihm eine vermeintliche geschlossene Ueberzeugung entgegensetzt, so ist das ein Irrthum. — Die Vorliebe Schillers für die Oper und seine Ansicht, daß der Liebesepisode die Herrschaft im Stück gebühre, bezeichnet Koberstein S. 2062 und S. 2071 ganz richtig als etwas Verkehrtes, aber jene Aeußerungen sind wichtig, auch für Schillers späteres Schaffen. So schlecht die damalige und heutige Beschaffenheit der Oper ist, so bringt sie

doch die Idee einer Kunstform hervor, die an die Griechen erinnert und die den Entwurf der Braut von Messina erklärt. Hätte nicht Schiller das unvergleichliche Talent besessen, jeden Stoff zu vergegenständlichen, so würde die Art und Weise seiner Production, die von außen nach innen ging, d. h. die aus einem allgemeinen, unbestimmten, gleichsam musikalischen Eindruck der gewollten Kunstform den Stoff suchte (man vergleiche seine eigene sehr interessante Erklärung über sein Schaffen, bei Gelegenheit „der Künstler“), vielleicht zu eben solchen Verirrungen geführt haben, als es bei der romantischen Schule geschah. — Die Aeußerungen Goethes über die ausschließliche Berechtigung der antiken Kunstform (S. 2077) sind nicht buchstäblich zu nehmen; so besonnen Goethe in der Regel urtheilt, so hat er doch mitunter die Neigung zu Superlativen; daß seine frühern antiken Werke, namentlich die Iphigenie, eigentlich deutsch gedacht sind, hat Koberstein selbst vortrefflich erwiesen. Im Grunde gilt dasselbe von den herrlichen großen Elegien, und namentlich Euphrosyne würde keineswegs verlieren, wenn man das antike Kostüm etwas mäßigen wollte. Daß übrigens diese Richtung aufs Antike ihn, wie auch Schiller, mehrfach irre geführt hat, ist nicht zu leugnen.

§. 324. S. 2083. Schillers Dramen seit dem Wallenstein. — Ueber Schillers Idealisierung der historischen Stoffe urtheilt Koberstein S. 2087 und 2089 entschieden mißbilligend. Wenn er ihn aber auf das Beispiel Shakespeares hinweist, der den historischen Stoff treu behandelt habe, so ist damit für unsre Zeit nicht viel gethan. Die Shakespearesche Form des historischen Schauspiels — die ich, beiläufig, im Verhältniß zu seinen übrigen Werken nicht so hoch stellen möchte als Tieck — wird durch unsere Form des Theaters, gradezu ausgeschlossen, und daß der echte Dramatiker für die Bühne schreiben muß, bedarf doch in unsrer Zeit keines Beweises mehr. So treu man sich auch dem Stoffe anschließen mag, so wird doch die Nothwendigkeit der freien Erfindung dadurch nicht ausgeschlossen; und da der Stoff, namentlich bei der Gelehrsamkeit unseres heutigen Publikums, gegen die Kunstform sehr spröde ist, so hat das historische Drama sehr erhebliche Uebelstände, und derjenige Stoff wird der günstigste sein, der dem Dichter die größte Freiheit läßt. Daß Schiller, als er an den Maltesern arbeitete, erklärte, bei seiner jetzigen Klarheit würde er den Wallenstein nicht gewählt haben, durfte Koberstein nicht befremden (S. 2092), da dieser Stoff in der That die beabsichtigte Kunstform nicht ertrug. — Ueber die Fehler der Braut von Messina stimme ich mit Koberstein ganz überein, und möchte sogar den von Jakobi angestellten Vergleich mit dem Alarkos (S. 2100), wie auch die Bemerkungen der allgemeinen deutschen Bibliothek über die Tiraden der „Braut“ in Schutz nehmen, insofern die geistvollen Bemerkungen und die Gefühlsausbrüche des Chors nicht aus dem Stoff hervorgehen, sondern ihn gewissermaßen hervorgebracht haben. Da-

gegen verdient die Kunstform, die Schiller bei der Braut von Messina vor-  
schwebte, eine eingehende Betrachtung. Es handelt sich darum, die Masse, die  
doch auch Shakespeare vielfach benutzt, auf eine kunstgemäße Weise in Bewegung  
und Handlung zu bringen, d. h. einen Chor aus ästhetisch gruppierten Indivi-  
duen zusammenzusetzen, die in Bewegung und Rhythmus ein Ganzes darstellen.  
Freilich wird diese Individualisierung des Chors nicht dadurch hervorgebracht,  
daß man über lyrische Stellen Eigennamen setzt. Man möge mir hier —  
ausnahmsweise — erlauben, auf den Versuch der Fabier hinzuweisen. —  
Demnach möchte ich nicht mit Koberstein S. 2106 in der Braut ein bloßes  
Herabsinken, im Tell wieder einen zweiten Gipfelpunkt finden: Wallenstein  
und Tell werden freilich, wegen der tiefen Durchdringung des Stoffs, für die  
Nation Schillers theuerstes Andenken bleiben; was aber die Kunstform be-  
trifft, so ist Tell gegen die drei frühern Stücke kein Fortschritt, wie das schon  
Tied ganz richtig ausgeführt hat.

§ 325. S. 2108. Goethes Arbeiten bis 1805. — Wenn Goethe  
bei der Bearbeitung der Helena an Schiller schreibt: „Das Schöne in der  
Lage meiner Heldin zieht mich so an, daß es mich betrübt, wenn ich es zu-  
nächst in eine Frage verwandeln soll,“ so protestirt Koberstein S. 2116—17  
gegen dies, wie gegen Schillers Antwort durch Ausrufungszeichen. Und doch  
ist der Sinn vollkommen klar. Nach der Faustsage ist Helena ein Teufels-  
spuß, eine Frage, und so trat sie auch wohl in Goethes erster Behandlung  
auf; nun aber hat er bei seiner griechischen Bildung diese Episode so poetisch  
ausgeführt, daß sie nach seiner Ansicht ein Drama für sich bildet und daß es  
ihm leid thut, sie zum Schluß, wie es doch die Sage verlangt, wieder in  
einen Teufelspuck, in eine Frage aufzulösen, freventlich gewissermaßen, wie  
er früher die Proserpina in die gestickte Braut eingeschoben. Diejenigen,  
welche in der Helena ein bedeutendes Kunstwerk finden, werden dies Bedauern  
theilen; ich muß gestehen, daß ich dramatische Poesie nur da finde, wo wirk-  
liche Gestaltung ist, und daß alles poetische Kostüm mich kalt läßt, wenn ich  
weder weiß, wer auf der Bühne steht, noch was auf der Bühne vorgeht.  
Wer das bei der Helene weiß, dem ist nur Glück zu wünschen. — Was  
die Eugenie betrifft, so hat Goethe selbst den Grund, warum sie auf der  
Bühne kein Glück machte, richtig angegeben (S. 2119): „Sie ist eine Kette  
von lauter Motiven,“ das heißt sie hat keinen idealen Inhalt, sie erregt nicht  
das Gefühl der Nothwendigkeit.

§ 326. S. 2124. — Fichte und die Berliner Romantiker. —  
Mit Recht leitet Koberstein die ersten Lebensäußerungen der neuen Schule  
aus Berlin her aus der Reaction gegen den Geist der dortigen Zeitschriften,  
die sich in den Kreisen der Rahel u. s. w. sammelte. Wie früh der Cultus  
Goethes in diesen Kreisen ausgebildet war, zeigen Veits Briefe an Rahel 1793

und 1794. Dieser Cultus war das verbindende Glied zwischen Tieck und den andern Berlinern einerseits, Schlegel und den andern Jenensern andererseits. Den positiven Inhalt aber gaben die erstern, während die letztern noch im Dienst der Hören nach einem unterscheidenden Standpunkt suchten. Was hätte geschehen können, wenn Schiller 1797 nicht mit den Schlegeln gebrochen und sie dadurch nicht zum Anschluß an eine ihnen bis dahin fremde Richtung gleichsam genöthigt hätte, ist freilich eine müßige Frage. — S. 2138. Matkus Herz war der bevorzugte Freund, Schüler und Correspondent Kants.

§ 327. S. 2138. — Tieck. — Für die Lebensbeschreibung Tiecks hat Koberstein natürlich das Buch von Köpfe zu Grunde gelegt. Dieses Buch verdient das ihm ertheilte Lob in hohem Grade, doch sind über den literarhistorischen Gebrauch desselben noch einige Bemerkungen zu machen. Die im Nachtrag hinzugefügten Unterhaltungen mit Tieck sind im Ganzen werthlos; es kommt in denselben fast kein einziger Gedanke vor, der nicht von Tieck in seinen Schriften bereits irgendwo besser und ausführlicher ausgesprochen wäre. Wo es irgend ging, hat Köpfe die biographischen Notizen Tiecks aus den Vorreden seiner gesammelten Werke benutzt, auch verschiedene Aeußerungen aus den spätern Novellen; was ganz in der Ordnung war, nur hätte er jedesmal die Stelle citiren sollen, da das Maß von Glaubwürdigkeit, welches diesen Berichten zukommt, zum Theil von der Periode abhängt, in welcher diese Erinnerungen bei Tieck auftauchten. Weit mehr als auf Goethes Memoiren kann man auf diese Erinnerungen Tiecks die Bezeichnung Dichtung und Wahrheit anwenden. Der geistvolle und hochbegabte Mann führte zu allen Zeiten ein sehr energisches Phantasieleben, und die Virtuosität, mit welcher in seinen Novellen Paul Pommer und ähnliche Figuren charakterisirt werden, spricht doch für eine verwandte Richtung in seinem Innern. Die psychologische Erklärung, die er für die seltsamen Irrgänge seiner dichterischen Laufbahn findet, klingt sehr zusammenhängend, aber sie ist doch mit großer Vorsicht aufzunehmen; und da es leider aus seiner Sturm- und Drangperiode an unmittelbaren Lebensäußerungen fast gänzlich fehlt, so ist es sicherer, seine zahlreichen Werke, die für sich selbst sprechen, zu Grunde zu legen, als seine nachträglichen Reminiscenzen. Die Bemühung, in seinem Bildungsgang eine regelmäßige Entwicklung zu verfolgen, wird noch dadurch erschwert, daß bei ihm die grellsten Contraste hart an einander stoßen. Ich mache z. B. auf den poetischen Dialog „der Autor“ aufmerksam, eine von seinen zahlreichen versificirten Recensionen. Während in der Polemik gegen Nicolai und die übrigen Aufklärer ganz die Weise Fr. Schlegels, fast bis auf die einzelnen Worte, festgehalten wird, verspottet Tieck zugleich seine eignen Nachfolger und zwar mit glänzendem Witz; man kann seine eigene Lyrik nicht besser travestiren, als er es hier selber gethan. Diesen Scherz paraphrasirt er in seinen spätern Erinnerungen als eine veränderte Stimmung gegen die Romantik,

und Köpfe folgt ihm darin, indem er vergißt, daß grade in den nächst folgenden Jahren Tieck's lyrische Ueberschwenglichkeit den Gipfel erreichte, daß er die Sünden, die er hier verspottete in doppeltem Maß begeht. Wenn es augenscheinlich ist, daß Tieck's poetische Richtung aus einer Auflehnung gegen das Berlinerthum hervorging, so darf man nicht vergessen, daß er selbst ein echtes Berliner Kind war. Was man, und zwar mit Recht, als die charakteristische Eigenschaft der Romantik darstellt, die Fähigkeit, für die unbegreiflichsten Dinge lichterloh zu entbrennen und in demselben Augenblick auf diesen Brand den Sprühregen der Ironie fallen zu lassen, ist eine charakteristische Eigenschaft des Berlinerthums. Noch ein anderer Punkt, der von großer Wichtigkeit ist, wenn man sich von Tieck's Declamationen über die Prosa des Zeitalters gar zu sehr aufregen läßt. In einer seiner kritischen Schriften aus dem Jahre 1828 charakterisirt er den Einfluß Schillers als einen dem deutschen Wesen entgegengesetzten und schädlichen; Schiller habe eine nicht durchweg beifallwürdige, aber doch naturwüchsigte, realistische, deutsche Dichtung vorgefunden und dieser eine ausländische, spanische, romantische entgegengesetzt. Wenn Tieck bei dieser Gelegenheit seine eigenen und seiner Freunde Sünden dem Dichter aufbürdet, den er wohl mit dem Verstande, aber nicht mit dem Herzen ehrte, so ist bei diesem Bekenntniß noch ein zweiter Umstand zu merken: es enthält Tieck's eigentliche innerste Meinung. Zu der naturwüchsigten deutschen Dichtung wird in gewissem Sinn selbst — Kogebue gerechnet. Tieck war seinem Talent und seiner ganzen Natur nach Realist, ja Naturalist. Die Principien, die Romantik, der Katholicismus, der Bund der Kirche mit den Künsten u. s. w., das alles war bei ihm ein fremdes Element, dessen Entstehung und Ausbildung sich trotz des beständigen Wechsels aus der Reihenfolge seiner Schriften noch ziemlich genau verfolgen läßt. — S. 2142 erwähnt Koberstein, ohne später darauf zurückzukommen, ein kleines Trauerspiel: Der Abschied. Auch Tieck selbst spricht sich ziemlich geringschätzig darüber aus und offenbar ist es eine ganz leicht hingeworfene Arbeit. Aber grade darum finde ich in diesem kleinen Stück mehr von Tieck's angeborenem realistischen Talent als in den langen und langweiligen Romanen jener Periode, die angeblich eine höhere Tendenz verfolgen und doch ganz tief in dem morastigen Boden der damaligen Romanliteratur wurzeln. Die finstere Stimmung dieses kleinen Nachstücks ist brillant ausgemalt, und außer den spätern Märchen, z. B. dem Runenberg, ist etwa nur die Schlussscene im Abdallah und die große Scene im Blaubart damit zu vergleichen. — S. 2143. Man hat später die Art und Weise, wie Wieland und Musäus die Volksmärchen behandelten, sehr scharf kritisiert, während man die Bearbeitungen Tieck's zu rühmen pflegt. Es wäre wichtig, den Unterschied einmal genauer festzustellen. Ungläubig und reflektirt waren alle drei; ja vielleicht, so seltsam es klingt, war Wieland von ihnen der naivste (man ver-

gleiche seinen Brief an Merck, 16. April 1777); in ihrer Form war im Anfang große Verwandtschaft: man muß nur bei Tieck nicht bloß an den Eckardt, sondern an Abraham Tonelli, die Weiber Blaubarts und ähnliches denken. Der eigentliche Respect vor den Volksmärchen gehört einer spätern Schule an. — Ein durch Köpfe veranlaßter Irrthum über die erste Bekanntschaft Tiecks mit Friedrich Schlegel S. 2143 ist später von Koberstein selbst berichtigt. — Daß in den Schildbürgern (S. 2160) sich ein größerer Respect vor dem Volksmäßigen zeigen soll als in den Abderiten, kann ich nicht finden, nur muß man nicht die Theorie der Excuse, sondern die Praxis des Textes zu Rathe ziehen. — S. 2161 läßt sich Koberstein durch den gestiefelten Kater zu einer Declamation gegen die Literatur der achtziger und neunziger Jahre verleiten, bei welcher er den vergleichenden Maßstab verliert. Gewiß wurden in jener Zeit viele schlechte Bücher geschrieben; aber wann war es denn in Deutschland damit besser? Ist etwa Tobias Knaut, Sophiens Reise, Thümmel, Hippel u. s. w. schlechter als so mancher berühmte und unberühmte Roman unserer Tage? steht Jffland etwa unserer Birchpfeiffer nach? oder ist es zu irgend einer Periode unserer Literatur mit den Leihbibliotheken besser gewesen? Und dann darf Koberstein auch nicht vergessen, daß zu den schlechtesten Büchern jener Tage Abdallah und Lovell gehörten, die er gegen die böswilligen Recensenten in Schutz zu nehmen sucht, bloß weil der Stil etwas besser war als bei Lafontaine u. s. w. — Wenn er auf der folgenden Seite hinzusetzt, Tiecks Parodien hätten dem Uebelstand abgeholfen, so möchte ich ihn doch fragen, in wie fern? Welche gute Richtung ist durch jene Parodien befördert, welche schlechte unterdrückt worden? Das Beste von dem Mittelgut jener Tage waren immer noch Jean Pauls Romane, und diese sind durch die Schulkritik nicht begünstigt worden. — Ein komisches Werk bedarf allerdings zu seiner Rechtfertigung einer solchen Wirkung nicht; aber — diese von Koberstein gerühmte Wirkung hat nicht stattgefunden. — Die positive Wirkung begann erst mit Hoffmann; ob es eine Verbesserung war, ob eine gesündere Kost als Lafontaine und Jean Paul, mag dahin gestellt bleiben. — Oder war etwa J. Werner der gesuchte Fortschritt? — Wenn man von Schiller absteht, der doch Tieck nicht viel zu verdanken hat, ist die Literatur von 1800 ein entschiedner Rückschritt gegen die vorige Periode, was die Leistungen ersten, zweiten und dritten Ranges betrifft. — S. 2166. Die „alten Klagen“ über die Moralität der Stella (erste Ausgabe!) waren doch wohl nicht unbegründet? — S. 2169 ff. Die günstige Einwirkung der Romantiker auf die germanistischen Studien ist augenscheinlich; die auf die bildende Kunst kann ich, wenigstens in dem von Koberstein behaupteten Umfang, nicht zugeben. Daß damals das Kunststräsonnement meist flach war, ist auch zuviel gesagt; Koberstein citirt den freilich schlechten Ramdohr; aber erinnert er sich nicht an Heinse, Merck, For-

ster? Die Berichte der erstern über die Düssel-dorfer Gallerie sind zum Theil brillant, auch im Ardinghello steht viel Geistvolleres und Haltbareres, als im Sternbald, den Herzensergießungen u. s. w. Man ist gewohnt, nach dem Vorbild der W. K. F., die auch eine höchst einseitige Richtung verfolgten (Uebertragung der Gesetze der Bildhauerei auf die Malerei), nur die nazarenische Richtung jener Bücher ins Auge zu fassen, die allerdings einen höchst schädlichen Einfluß geübt hat: die Hauptsache aber ist ihre unglaubliche Leerheit und Schalheit. Das wenige, was in ihnen brauchbar erscheint, war von Heinse schon viel besser gesagt. — Die „allgemein gültige Ansicht von der Barbarei des Mittelalters“ ist auch nicht so streng zu nehmen; schon hatte Joh. Müller glänzende Bilder vom M.-A. gegeben, die Kirche desselben (1782) mit großer Beredsamkeit vertheidigt; durch Schlieffen waren die Nibelungen herausgegeben; selbst Schiller fing in seiner Vorrede zu Bertot — lange vor Tieck! — für das M.-A. zu schwärmen an — Aber Tieck, Schlegel, Fichte u. s. w. hatten von ihren Zeitgenossen nur Nicolai im Auge, für sie war alles Nicolai; darum muß die Literaturgeschichte ihre Rhetorik mit großer Vorsicht brauchen. — Zudem ging ihre erste Richtung gar nicht aufs Mittelalter, von dem sie (Dante ausgenommen) herzlich wenig wußten, sondern auf die Renaissance und das 17. J., auf Cervantes, Shakespeare, Ariost, Tasso, Calderon u. s. w. — S. 2175 werden die Recensenten des Abdallah und Lovell getadelt, obgleich ihnen Koberstein im Grunde Recht gibt. Was war denn in jenen beiden Romanen Gutes? — Ein Recensent nennt den Lovell den verächtlichsten ekelhaftesten Menschen, und Koberstein bemerkt in einer Parantese dazu: „etwa der Absicht des Dichters zuwider?“ Dieser Einwurf ist nicht stichhaltig. Das Thema jener beiden Romane, welches im erstern freilich noch viel abstracter hervortritt, ist die Verführung guter oder wenigstens gut angelegter Naturen durch satanische List zum Bösen. Ein solches Thema ist bei der psychologischen Neugierde und Kleinrämerei jener Tage ganz begreiflich, und es ist auch gleichviel, ob man die Berechtigung desselben im allgemeinen zugibt oder nicht, da in diesem Fall die Ausführung in einer Weise verfehlt ist, daß sie jedes menschliche Gefühl empören muß. Um so verworfene Schurken zu werden, wie Abdallah und Lovell zum Schlusse sind; um es durch eine so armselige Verführung zu werden, wie Tieck sie schildert, mußten sie schon von vornherein elende sieche Geschöpfe sein. Und der ästhetische Fehler greift hier tiefer: denn um seinen Plan durchzuführen, schildert Tieck den Menschen als eine Molluske ohne sittliches Knochengerüst. Diese Art von Schöpfung verdiente damals schon harten Tadel, und muß uns heute um so widerlicher sein, da jene Mollusken eine unzählige Nachkommenschaft hinterlassen haben. Dieser Umstand verstimmt uns auch gegen Tiecks bessere Dichtungen: Knochen d. h. eine feste Gestalt, hat bei ihm keine einzige Figur, sie haben alle das Wesen des Traumes, daß

ein Bild, eine Empfindung in die andere übergeht. Es soll damit gar nicht geleugnet werden, daß es solche Menschen giebt, noch viel weniger soll behauptet werden, daß Tieck in moralisch schlechter Absicht solche Bilder entworfen habe; seine Unfähigkeit, wirkliche Gestalten zu schaffen, verbunden mit seinem großen Talent, Stimmungen auszumalen, hat jene Bilder hervorgebracht, die auf ihre Freunde und Verehrer eine sittlich entnervende Wirkung haben mußten. Wenn man gegen die Moralisten des vorigen Jahrhunderts declamirt, so vergißt man dabei, daß das Gewissen, auch künstlerisch betrachtet, ein integrierender Theil der Person ist, und daß man durch die Ausscheidung desselben die Person in einen Schemen verwandelt. Mit Recht verachtet man Eulalia Meinau, aber was ist denn Lovell anders? Der große Unterschied der Bildung und des Geschmacks ändert an der Hauptsache nichts. — Darum muß ich auch, so gern ich den wunderbar herauschenden Duft in dem Märchen: der blonde Eckbert anerkenne, der Ansicht des S. 2177 angeführten Recensenten beipflichten: „es mangle ihm an der hinlänglichen Motivirung der Handlungen und über dem Ganzen schwebe ein widriges Dunkel; selbst ein Wachtspruch aus dem Geisterreiche wäre erträglicher gewesen als dieser gänzliche Mangel einer befriedigenden Aufklärung.“ Dieses Traumwesen liegt auch nicht etwa im Charakter des echten Märchens, welches vielmehr durchweg von sehr erkennbaren handgreiflichen Motiven ausgeht.

§. 328. S. 2179. — Die beiden Schlegel. — Was bei sämtlichen Paragraphen anzuführen wäre, die gründliche Auffuchung des Materials, ist an diesem doppelt zu rühmen, weil namentlich Friedrich Schlegel seine Arbeiten an alle möglichen Journale verzettelte, die heute kaum mehr aufzutreiben sind, und weil es für die Einsicht in seinen Bildungsgang von der größten Wichtigkeit ist, auch die erste Fassung seiner Ansicht kennen zu lernen. Daß Koberstein auch A. W. Schlegels Kritiken ausführlich excerptirt, würde manchem überflüssig erscheinen, da sie in der Böckingschen Ausgabe vorliegen; aber die gediegene Form derselben ist ein heilsames Gegengewicht gegen die Paradoxien des jüngern Bruders. — Die Kritik Goethes von 1789 und 1790 gehört zum Besten, was die deutsche Kritik überhaupt geleistet hat; freilich ist sie auch, wenn man die durch den Einfluß der Schule hervorgerufenen Vorlesungen von 1802 und 1803 damit vergleicht, ein Beweis, daß für den wahren Kritiker noch etwas anderes nöthig ist, als gründliche Einsicht. — Bei der vortrefflichen Recension der „Künstler“ (S. 2182) wäre zu erwähnen gewesen, daß Schlegel sie später nicht in seine Kritiken aufnahm. — Die Recension der Horen ist nicht mehr ganz unbefangen (S. 2186); was Schlegel von den „Episteln“ und namentlich den „Märchen“ sagt, würde Schlegel als unabhängiger Kritiker kaum gesagt haben. — Was die Kritik des Vossischen Homer betrifft (S. 2189), so stimme ich Koberstein vollständig bei, sie ist mustergültig: aber er hätte hinzu-

segnen sollen, daß Schlegel sie später zurücknahm. — Wenn Schlegel S. 2182 „ein Meister im Technischen der Poesie“ genannt wird, so gebe ich das für die Uebersetzungen zu, nicht aber für seine eigne Lyrik, die fast durchweg auch in der Form verfehlt, mitunter gradezu barbarisch ist. — S. 2195. Die historische Rechtfertigung der Verbindung der Kirche mit den Künsten, sowie die transcendente Auslegung des Wortes Glaube ist geistreich; sie ist aber zweideutig: theils weil sie Wackenrode nicht richtig auslegt, theils weil Schlegel selbst in seinen Gedichten (z. B. Bund der Kirche mit den Künsten; Widmung an die südlichen Dichter) jenen Bund nicht etwa bloß historisch schildert, sondern ihn als etwas, was auch jetzt sein sollte, in heftiger Deklamation feststellt. — Hier mochte doch Stollberg den Dichter der „Götter Griechenlands“ „am Ohr zupfen.“ — Die Angaben der einzelnen „Freunde“ über die Zeit ihrer Bekanntschaft sind ungenau und widersprechend; mit Recht hat Koberstein das Tagebuch von Griess zu Grunde gelegt. — S. 2206. daß Schleiermachers (gedruckte) Briefe das beste Bild von Fr. Schlegels Persönlichkeit geben, glaube ich nicht; Schleiermacher war damals geneigt, sich jeder einigermaßen imponirenden Erscheinung unterzuordnen; die ungedruckten Briefe (im Nachlaß des Predigers Jonas) sollen das Verhältniß viel bedeutender darstellen. Vorläufig geben die Briefe an Caroline Paulus und an Rahel (auch von Dorothea, bei Dorow) Anhaltspunkte genug. — Auf Fichtes Aeußerung über Schlegels Erschlaffung 1799 (S. 2208) möchte ich kein großes Gewicht legen. Fichte wurde in seinem Urtheil sehr durch die Persönlichkeit bestimmt, und das beständige Zusammenleben mit einem geistreichen Manne, bei dem man aber nie wußte, was Ernst und was Scherz war, mochte ihm auf die Länge sehr lästig werden. — S. 2209. In einer Seite der Technik verdient Fr. Schlegels Lyrik entschieden den Vorzug vor der seines Bruders, in der musikalischen Klangfarbe. — S. 2214 ff. Fr. Schlegels Urtheil über Lessing. Koberstein verwahrt sich auf diesen Seiten durch Ausrufungszeichen gegen einige gar zu tolle Einfälle Schlegels; dagegen sagt er S. 2332, das Urtheil erhalte viel Tiefgedachtes und Wahres. — Der unbefangene Leser wird in diesen Excerpten vergebens nach dem Tiefgedachten und Wahren suchen, und selbst wenn einige Sätze von Bedeutung sein sollen, so muß das Ganze, namentlich der Ton, einen skandalösen Eindruck machen. Auch daß Schlegel später das Aergste zurückgenommen habe, ist nicht genau: die tollste Aeußerung, „daß dem Ganzen (der Emilie Galotti) aller Werth abgesprochen werden muß,“ gehört sogar (S. 2217) der spätern Version an. Und hier fand Koberstein kein Ausrufungszeichen nöthig? — Die geistreichen Faseleien dieses Aufsazes (Faselei ist der gelindeste Name) haben unendlichen Schaden angerichtet. Für mich ist er psychologisch merkwürdig. Die Begeisterung für Lessing scheint aufrichtig; dagegen findet Schlegel bei ihm fast Alles zu verwerfen. Aehnlich schrieb er die erste grobe Recension über

Schiller, als er ihn nach Körners Versicherung sehr verehrte; über Jean Paul und Jacobi (nach dem Zeugniß des erstern), als er für beide schwärmte. Bei einer so durch und durch unwahren Natur wie Fr. Schlegel (man lese das vernichtende Zeugniß seines Bruders, Werke Bd. 8) ist es freilich mißlich, zu untersuchen, was gemacht ist; aber eine solche Natur war am wenigsten geeignet, einen Lessing zu würdigen, dessen innerster Kern ein leidenschaftlicher Durst nach Wahrheit (bis zum krankhaften) war. — Auch hätte bei den Dithyramben über Goethe S. 2221 angemerkt werden können, daß diese Art starkriechenden Weihrauchs ebenso geeignet war, dem großen Dichter Feinde als Verehrer zu schaffen. Man erinnere sich an Schillers Brief an die Gräfin Schimmelmann und an Hubers Recensionen im Freimüthigen. Es herrscht noch dazu in diesen Urtheilen eine grenzenlose Unsicherheit. Schlegel charakterisirt (S. 2225) Goethe im Gegensatz von Schiller: „er könne fast nicht umhin, auch das Geringste in seiner Art rein zu vollenden, er bleibe mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr hin uninteressant und trivial zu sein, seinem einmal bestimmten Zwecke treu.“ Wie paßt das auf Goethe? der fast überall die Neigung hatte, im Fragment stecken zu bleiben. Ungefähr dasselbe sagt Novalis in seinen Paradoxien über W. Meister, wo dem Dichter des Faust das Prädicat „reinlich, nett und praktisch“ beigelegt wird. Wer von den beiden Freunden den andern angesteckt habe, ist schwer zu untersuchen. — S. 2228. Daß Fr. Schlegels Bekanntschaft mit dem transcendentalen Idealismus sehr oberflächlich war, bezeugt Jean Paul in den Briefen an Jacobi. Seine wahre Meinung über Fichte — freilich in den milden, zarten Formen der Periode von 1807—12 — hat Fr. Schlegel in den heidelberger Jahrbüchern ausgesprochen. — S. 2229. Die Auseinandersetzung des Fichteschen Systems und seines Verhältnisses zum Kantischen ist zwar nur als ein Parergon gegeben; aber gerade weil die von dem Begriff eines stetigen Fortschritts in der deutschen Speculation seit Kant ausgehenden Lehrbücher der Geschichte der Philosophie das Verhältniß auf dieselbe Weise darstellen, mag hier eine Bemerkung am Ort sein. — Fichte handelte allerdings in gutem Glauben, wenn er sein System implicite im Kantischen schon vorzufinden glaubte; Kant hat (nicht bloß in der öffentlichen Erklärung von 1799, sondern schon einige Jahre früher in den Briefen an seine Schüler) die entgegengesetzte Ansicht so schneidend als möglich ausgesprochen. Und Kant hatte Recht. Die Beziehung Fichtes auf Kant ist nur eine scholastische; die Tendenz ist eine entgegengesetzte. Kant suchte die Grenzen des aprioristischen Denkens festzustellen und engte dieselben auf das Aeußerste ein, um der exacten Wissenschaft Raum zu schaffen; Fichte wollte die ganze Wissenschaft aprioristisch machen. — In der Metaphysik mochte das gehen; aber eine Philosophie erkennt man an den Früchten. „Der geschlossene Handelsstaat“

ist die Probe, die sein System in der Sphäre bestand, die er hauptsächlich im Auge hatte, der praktischen; damit möge man dann die positiven Vorschläge in den „Reden an die deutsche Nation“ (die Abschüttelung des französischen Jochs durch Pestalozzi) vergleichen. In seinen Schilderungen des Zeitalters ist er mitunter sehr geistvoll; aber er hatte den Fehler, im Zeitalter nur das zu sehen, was sich auf sein System bezog, d. h. seine Recensenten. Nicolai war ihm sein Nicht-Ich, das Bild des gottverlassenen Zeitalters; die Schilderung desselben in den „Grundzügen“ ist nur eine weitere Ausführung des Themas im Pamphlet gegen Nicolai. — Und das war das Hauptmotiv seiner Verbindung mit den Romantikern; daher die fast gleichlautenden Anklagen in A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen. — Merkwürdigerweise ging er im Instinct ganz mit Nicolai und den andern Aufklärern, die er als aprioristischer Philosoph ihrer Bornirtheit wegen so verachtete: Zweck der Menschheit Ausrottung der Sümpfe, Anbau alles Landes, Wachstum der Menschenzahl, Freiheit u. s. w. Fr. Schlegel hat das in dem genannten Aufsatz in den Heid. Jahrb. schlagend nachgewiesen. Daher der spätere Bruch zwischen den alten Freunden.

§. 329. S. 2234. Athenäum und Europa. — S. 2234. Wenn die Romantiker gegen die Bezeichnung „Schule“ protestirten, so wollten sie damit die gleiche Richtung und das gemeinsame Wirken nicht in Abrede stellen; sie wußten recht gut, was man mit jenem Ausdruck meinte: Camaraderie. Aber auch gegen den Vorwurf der Camaraderie konnten sie sich nicht vertheidigen. Die gegenseitigen Lobhudeleien in Versen und Prosa waren nur dann zu vertheidigen, wenn sie aus voller Ueberzeugung quollen. Wie es damit — wenigstens zuweilen — beschaffen war, lehrt A. W. Schlegels Brief an Jouqué (Werke, Bd. 8), wo er ausdrücklich gesteht, er habe den *Lacrimas* gegen bessere Einsicht gelobt, weil er für die Werke seiner Freunde partiisch sei. Daß aber der *Lacrimas*, abgesehen von der wunderlichen Sprache, an poetischem Werth noch unter Kogebue stand, konnte A. W. Schlegel nicht entgehen. Gegen die *Lucinde* haben nachträglich fast alle protestirt, und nun lese man die feurigen Sonette über die *Lucinde*! Ich will das nicht gerade Unehrllichkeit nennen, aber es war ein Cliquenwesen in so ausgedehntem Sinn, daß selbst das Urtheil getrübt wurde. — Uebrigens war das Athenäum, trotz seiner einseitigen Richtung, besser redigirt als die *Horen*, die es ablöste. — S. 2238. — Da einmal so viel gedruckt ist, könnte man auch die Briefe von Caroline Schlegel veröffentlichen, die ein ganz neues Licht auf diese Periode werfen sollen. — S. 2241. Mit den großen Absichten des „poetischen Journals“ war es wol Tief niemals rechter Ernst; viele von diesen Unternehmungen waren reine Buchhändlerspeculationen. — S. 2243. Der Plan zu einer gemeinsamen Literaturzeitung wurde ganz ernsthaft betrieben; der Entwurf ist

in A. W. Schlegels Werken Bd. 8 abgedruckt. — S. 2256. Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth, daß Böcking seine Ausgabe A. W. Schlegels vervollständigte; die bisherigen Bände geben von dem Mann kein ganz richtiges Bild. Wenn er in der Einleitung zu seinen kritischen Schriften sagt, man werde sich über ihre geringe Paradoxie wundern, so scheint das nach dem bisher Gedruckten richtig; aber der Abdruck der berliner Vorlesungen aus der Europa würde eine andere Art von Bewunderung erregen. Diese Periode seiner Entwicklung zeigt, wie nachtheilig auch auf den hellsten Kopf die Gewohnheit einer Coterie Sprache wirken muß. — S. 2260. Von Helminens „Gesprächen“ hätte Koberstein einige Proben abdrucken können, um zu zeigen, was für Dinge Fr. Schlegel damals zu vertreten sich getraute! In ihren neuerdings herausgegebenen Memoiren sind einige Notizen über den pariser Aufenthalt. — S. 2262. Die Notiz von Steffens über das Zerwürfniß zwischen Fr. Schlegel ist, wie das ganze Buch, in chronologischer Beziehung unsicher; unwahr ist das Verhältniß stets gewesen: man lese nur, wie sich Fr. Schlegel gegen Kibel über Bernhardi und über seinen eignen Bruder ausspricht. Die Spottreden A. W. Schlegels über Schleiermacher („das Reden über die Religion“) sind bekannt; seine Geringschätzung gegen das speculative Wesen der Periode trat später deutlich genug zur Schau. — S. 2279. Die Recension des Musenalmanachs von 1804 in der Jen. L. Z. mit dem Schlusssonett (das Kreuz wird aller Welt zum Kreuz aufgerichtet), welche damals Goethe zugeschrieben wurde, war von Zeiteles. — S. 2280. Fouqué vermählte sich, wie ich aus einem Sonett A. W. Schlegels sehe, am 9. Jan. 1803. — S. 2282. Viel charakteristischer für J. Werner als der doch immer idealisirende Lebensabriß von Hitzig sind die Tagebuchblätter in der Biographie von Schüz (Grimmaische Ausgabe), womit noch einige Notizen von Barnhagen zu vergleichen sind. In welchem schmutzigen Morast man jenes Kreuz „aller Welt zum Kreuz“ aufrichtete, lernt man nirgends besser würdigen, als aus jenen Blättern, denen, was die Verbindung von Cynismus und süßlicher Mystik betrifft, nichts an die Seite gesetzt werden kann. Und daß eine solche Richtung aufkommen konnte, hatte doch die romantische Schule vorbereitet. — S. 2284. Das biographische Material für Heinrich von Kleist wird in diesen Tagen durch 62 Briefe des Dichters ergänzt werden, die Koberstein herausgibt.

§ 330—331. S. 2289. — Die ästhetische Kritik der neuen Schule. — S. 2290. Bei der Schilderung der damaligen Kritik folgt Koberstein zu sehr den Aussagen der Romantiker, die Masse der Recensenten ist in der Regel nicht weit her, und sehr erhebliche Ausnahmen (z. B. Huber) hat Koberstein selbst in dem frühern Bande charakterisirt. — Wie dem auch sei, A. W. Schlegel ist jedenfalls der bedeutendste der damaligen Kritiker; er würde noch bedeutender sein, wenn er nicht zuweilen seine Recensionen in Verse gebracht

und den Inhalt derselben nach der Nothwendigkeit des Reims bestimmt hätte. (Beiläufig, von einer Seite ist A. W. Schlegel noch zu wenig charakterisirt: als Gelehrter; keiner könnte das besser als Böcking nach den noch in seinem Besitz vorhandenen Vorstudien z. B. zur Ausgabe der Nibelungen.) In seinen Anforderungen an die Kritik war er schwankend; wenn er, (S. 2295) eine aufrichtig subjective Form der Kritik verlangte, die nur den Eindruck formuliren, nicht sich zur Annäherung eines wirklichen Urtheils versteigen sollte; wenn er ein Kunstwerk nur durch ein Kunstwerk kritisiren wollte, so sind das theils Behauptungen, deren Unhaltbarkeit seine eignen Kritiken (z. B. die über Bürger, die doch wol einen sehr positiven Richterspruch enthält) erweisen, theils beziehen sie sich bloß auf das Aeußere. Seine Behauptung (S. 2326), man müsse in der Kunst, wie unbedingt verwerfen, so unbedingt anerkennen, ist kaum ernst gemeint. Aber auf das Entschiedenste muß ich dagegen protestiren, wenn Roberstein S. 2329 den Ausspruch Fr. Schlegels, Poesie könne nur durch Poesie kritisirt werden, mit der Bemerkung Schillers, daß es kein Gefäß gebe, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als die Einbildungskraft selbst, zusammenstellt, als ob beides ziemlich dasselbe sagte. Schillers Satz ist — in dem Zusammenhang, in dem er steht — vollkommen richtig; Schlegels Satz ist nicht bloß falsch, sondern er hat auch sehr viel Schaden angerichtet. Schiller sagt: die Metaphysik der Kunst ist zum ästhetischen Urtheil im bestimmten Fall ungenügend: erst muß eine gebildete receptive Einbildungskraft vorhanden sein, die den Eindruck des Kunstwerks vollständig in sich aufnimmt, und dann erst kommt der Verstand hinzu, und spricht, indem er diesen individuellen Eindruck analysirt, von den zufälligen Momenten sondert und auf allgemeine Gesetze zurückführt, das Urtheil; wobei freilich zu den Bildungsmomenten der receptiven Einbildungskraft auch das theoretische Studium gehört. Das ist vollkommen richtig und eine Kritik seiner eignen mißlungenen Versuche über Bürger und Matthisson. Schlegels Ausspruch dagegen ist falsch: die Poesie, die etwas ganz anderes ist als receptive Einbildungskraft, kann nicht kritisiren, denn Kritik ist Analyse, Poesie ist Synthese. Die Romantiker haben fortwährend poetisch kritisirt, d. h. sie haben in poetisirender Prosa die Kunstwerke paraphrasirt, und daraus ist etwas hervorgegangen, was weder Poesie noch Kritik, sondern ein bloßes Radotiren ist. Wenn der Metaphysiker ein Kunstwerk metaphysisch paraphrasirt (wie die Hegelianer), so verfällt er in eine ganz ähnliche Verkehrtheit. Aber der Irrthum liegt noch tiefer. Es war der Grundfehler der Romantiker, receptive Einbildungskraft, d. h. poetische Empfänglichkeit mit Poesie zu verwechseln, und dadurch ist jener Dilettantismus in seinem Treiben bestärkt worden, der alle echte Kunst untergräbt. — Ueber das Schwanken im Urtheil der Schule gibt Roberstein selbst S. 2302 ff. hinreichendes Material; nur hätte er noch mehr hervorheben können,

wie sehr die persönlichen Beziehungen darauf insluirten. — Bei Fr. Schlegel und namentlich bei Bernhardi war das freilich noch viel schlimmer als bei A. W. Schlegel und Tieck. — Bernhardis Behauptung S. 2310, daß Schauspielkunst und dramatische Dichtkunst (1802!) im tiefsten Verfall lägen, hätte allenfalls auch ein Ausrufungszeichen verdient. — S. 2313. Tiecks Abneigung gegen Wieland war wol zum Theil Reaction gegen seine eigne eben überwundene Richtung. — S. 2319. A. W. Schlegels Declamationen über den Verfall der schönen Künste, 1802 erscheinen in ihrer Naivetät, wenn man daran denkt, was grade damals in der Musik geleistet wurde. Das „allgemeine Verkennen der Ideen, wo nicht gar Verschwinden derselben von der Erde“ ist eine Fichtesche Reminiscenz. Fichte hat den Gedanken freilich erst in den „Grundzügen“ weiter ausgeführt, aber er klingt durch alle seine frühern Schriften durch. — Die Anklagen gegen Newton und die Buchdruckerkunst S. 2320 ff., die Vertheidigung der Astrologie, Magie, des Ultramontanismus u. s. w. hätten mit gesperrter Schrift gedruckt werden sollen: man sieht doch, daß die so hart angefochtenen Gegner der Romantik allen Grund hatten, gegen ein System anzukämpfen, das, wenn es nicht zugleich lächerlich gewesen wäre, der Cultur hätte den größten Schaden thun müssen, was auch zum Theil geschehen ist. Das ist die Folge, wenn die „Poesie“ urtheilen will.

§ 332. S. 2334. — Literaturhistorische Bestrebungen der Schule (ist noch nicht vollendet). — Die Verdienste der Romantiker um Shakespeare, namentlich durch die Uebersetzung, sind augenscheinlich; ob unsere Dichtung (wohl zu unterscheiden vom urtheilenden Publicum) dadurch in unmittelbarere und lebendigere Berührung mit Shakespeare gekommen sei, ist mir zweifelhaft. — Einiges war für die Spanier schon früher geschehn; so hatte Gerstenberg in dem Aufsatz über Shakespeare (1766) Calderon gar nicht uneben gelobt. Die „poetische“ Kritik der Romantiker über Calderon hat das Urtheil nicht aufgeklärt, sondern verwirrt; Bouterweck urtheilte viel unbefangener. — Daß es mit unserer Poesie weit besser stände, wenn Calderon niemals übersetzt wäre, spreche ich als bescheidene Privatmeinung aus; was übrigens kein Tadel gegen die Uebersetzer sein soll. —

Zwar habe ich von vornherein bemerkt, daß ich Kobersteins Arbeit im allgemeinen bewundere und ihm durchweg beispflichte, wo ich nicht die Abweichung ausdrücklich anmerke; aber man könnte doch fragen, warum ich grade das letztere hervortreten lasse, statt mich ausführlich über die Vorzüge des Buches zu verbreiten. Aber diese Vorzüge sind dem wissenschaftlichen Publikum — und dieses allein hat das Werk im Auge — hinreichend bekannt, und der flüchtige Blick auf jede beliebige Seite gibt einen hinreichenden Beleg dafür. Dagegen scheint es mir von der größten Wichtigkeit, daß in der Literaturgeschichte, für die jetzt sehr viel geschieht, in der aber die Ansichten noch so sehr

divergiren, sich endlich eine feste öffentliche Meinung bilde. Von den Unberufenen ist es freilich sehr gleichgiltig, was sie für „Ansichten und Meinungen“ zu Markte bringen; hier aber ist ein in erster Reihe Berufener, dem alles Material zu Gebote steht, der in seinem Denken ebenso vielseitig als unbefangen, in seinem Gefühl ebenso warm als gerecht ist, und doch läßt sich gegen einige Resultate soviel einwenden. Eine gewisse Solidarität des Urtheils ist es, was uns — nicht bloß in ästhetischer Beziehung — zunächst noth thut. Den verehrten Verfasser zu überzeugen, wäre mein liebster Zweck; wo nicht, zu constatiren, daß dieser Theil seiner Arbeit nicht gleich den übrigen Theilen als letztes wissenschaftliches Resultat feststeht.

J. S.

### Parasiten und Hofnarren im Alterthum.

Die große Familie der Narren ist so alt als das Menschengeschlecht und gedeiht unter jedem Himmelsstriche. Es muß jedoch als Zeichen der Zeit, als kulturhistorisches Merkmal gelten, wenn in irgend einer Periode die Narrheit zum maßig auftritt, wenn Possenreißer und Lustigmacher an den Tafeln der Reichen, in der Umgebung der Fürsten nicht fehlen dürfen, um theils passiv in wirklichem oder erheucheltem Blödsinn als Zielscheiben übermüthigen Spottes zu dienen, theils aktiv vermöge angeborenen Witzes und Talents von dem Privilegium der Straflosigkeit auf Kosten ihrer Herren und Gönner Gebrauch zu machen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Erscheinung größtentheils entweder von einer noch rohen, unentwickelten Kulturstufe oder von einer in Folge von Ueberfeinerung, Blasirtheit und Entfittlichung einreißenden Barbarei Zeugniß gibt, wenn auch zuweilen, wie z. B. bei den Römern, ein allgemeiner Hang zur Bouffonnerie der Sache Vorschub leistet. Bei den Griechen soll der Lustspieldichter Aegis in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zuerst den Parasiten als Charakterfigur auf die Bühne gebracht haben, und es beweist dies hinlänglich, daß Leute dieses Schlages damals im gewöhnlichen Leben längst sich eingebürgert hatten. Auch entsprach sicherlich ihr Auftreten in der Wirklichkeit so ziemlich dem ihrer karrikirten Spiegelbilder in der Komödie. In früherer Zeit hatte der Name „Parasit“ keineswegs eine ehrenrührige Bedeutung. Man nannte so theils eine Priesterklasse, welche gemein-